

Zum Tode Pablo Nerudas

I

Pablo Neruda ist — man hat es oft genug erfahren — Pseudonym des 1904 in Parral geborenen Chilenen Ricardo Neftali Reyes y Basnalto. Welcher Motive halber das klangreiche Wort auch gewählt wurde, es bedeutet zufällig im Vlachischen ‚Adler‘. Und das scheint uns ziemlich treffend für den Mann und sein Werk. Die Mutter war Lehrerin. Auch darin liegt etwas Hinweisendes, Normisches könnte man sagen. Der Vater war Lokomotivführer. Auch das möchte etwas besagen. Es gibt ein Eisenbahnmysterium. Es deutet immer ‚Ferne‘ an. Neruda war ein rastloser Wanderer zwischen allen Welten. Sein heute 30bändiges Werk, fast alles Gedichte (gibt es überhaupt ‚Prosa‘ von ihm?) ist eine Kosmogonie in Reisenotizen. Reisen nach innen wie nach außen. Reisen in das Geheimnis des Wortes hinein, und faktische, reale Reisen, durch das Mittel des Wortes geschildert. Nach einer Kindheit, die schön gewesen sein muß — Wälder — Meer — Schweigen — die Poesie des Regens — der tätige Vulkan Llaima als Regent romantischer Stunden — die magischen Sensationen des Sammeln von Muscheln, Steinen, Pflanzen, Insekten, Vogelbälgen und Vogeleiern —, entdeckt ihn früh der Ruhm und wird ihn ein Leben lang verwöhnen. Der 17jährige publiziert erste Gedichte in Zeitschriften Santiagos, Valparaisos und Valdivias. Der Zwanzigjährige debütiert mit einem ersten Gedichtband, der ein d’annunzianisches Sich-in-die-Liebe-Stürzen feiert. Das Pathos, das ihn ein Leben lang bestimmen wird, ist geboren. Später wird es durch den Einfluß des Surrealismus in eine reizvolle Vieldeutigkeit des ‚gebrochenen‘ Ausdrucks umgewandelt.

In der Berglandschaft seiner Gedicht-Werke, deren ragende Mitte zweifellos durch den *Canto General* mit seinen Tausenden von Versen angedeutet ist, triumphiert naturhafter Menschengestalt, der sich vielleicht lieber in Moosträumen (Neruda besaß eine Sammlung von Moosen, die er an alten, indianischen Kultstätten gesammelt hatte...) verlieren würde, als sich in revolutionären Protesten zu erschöpfen, zu denen ihn die schlimmen Erfahrungen des spanischen Bürgerkriegs zwangen. Daß Falangisten seinen Freund García Lorca ermordeten, hat er dem Schicksal, das er seither als ‚Faschismus‘ begreifen mußte, nie verziehen. Das gleiche Schicksal ließ ihn noch den ungeklärten Tod seines Freundes Salvador Allende erleben.

Die „Abstrakten Studien des Schweigens“, zu denen er trotz seines politischen Bekenntnisses hinfand, hatten zum Ziel das „Berühren des unendlichen Menschen“, auf dessen Epiphanie er alle Hoffnung setzte. Er war Poet eines kosmogonischen Eros, und als solcher ein Metaphysiker aus unerschöpflichen Vorräten vorchristlich namenlosen Glauben. Er trug soviel Vision in sich, die Sprache werden wollte, daß er nicht imstande war zu erkennen, daß jenes von ihm inbrünstig besungene Rußland Stalins geradezu ein Exempel dessen bot, was er verachtete: Phantasielosigkeit, Erosferne. Und die persönliche Not um das Sterben, die er lebenslang in sich trug, die ihn bedrückte und die den dunklen Hintergrund seiner prangenden Sprache bildet, wäre ihm im Reich der verwirklichten Parteidiktatur so wenig erlassen geblieben wie an den Stätten, wo er zu leben liebte, nur, daß die Freiheit, sich damit auseinanderzusetzen, als Rückfall in das Religiöse geächtet gewesen wäre.

Wie Paul Claudel, wie Saint-John Perse, denen er der Essenz, der poetischen Unbedingtheit nach ähnlich scheint, diente er seinem Vaterland als Konsul. In Mexiko, 1936 in Madrid, und kürzlich noch (unter Allende) in Paris. Als Proust-Leser (die ‚Recherche‘ hat er, wie er bekannte, viermal gelesen) mußte ihm der unaufhaltsame Zerfall aller zeitgebundenen Dinge

zum Agens seines rastlosen Produzierens werden. Das immerwährend Todbedrohte ins Wort hinüberzuretten, „im Körper“ – wie er sagte – „die letzte der Welten zu finden“ und damit „das Berühren des unendlichen Menschen“ anzustreben, war gekoppelt mit der unbeantwortbaren Frage: „Was geht vor sich zwischen Nacht und Zeit?“

Sie führte bei ihm zu einer Art von Geschichts-Hymnik, die sich des nationalen, politischen und – riskieren wir das beschwerte Wort – völkischen Herkommens annimmt, um das Gesicht der Zukunft nicht nur zu enträtseln, sondern zu bestimmen.

So wurde ihm die majestätische Fluchtburg der Inkas, Machu Piccu – diese Gewaltsrune einer absoluten Diktatur, feind jeder Individuation –, zum Symbol einmal schon erreichter sozialistischer Ordnung. Er widmete diesem strengen Bauwerk ein herrliches ‚Langstrecken‘-Gedicht und hoffte, damit ein ‚aktives‘ Werk geschaffen zu haben, das dem heutigen Indio wieder zu sich selbst verhülfe.

Aber trotz so realistischer Absicht schlägt das tiefe Barock seiner Sprache (Gott sei Dank für uns, seine Leser) immer wieder durch. Statt nur ein Partei-Orpheus zu sein, ist er – wider Willen, möchte man meinen – einer der ganz Großen des heute in seinen Sprachen wiedererwachenden Südamerika geworden.

Für einen Dichter, der gestehen mußte: „Mein Herz ist spät / und ohne Ufer...“ gab es freilich noch einen anderen Grund, sich hoffnungsvoll der kommunistischen Partei zu verschreiben: Er glaubte, durch Teilnahme an der marxistischen Doktrin das ihn so schmerzlich beschäftigende Todesproblem bewältigen zu können. Sich selbst zu entrinnen, das scharfumrissene Ich durch Aufgehen in einen „Bruderbund aller Menschen mit allen Menschen“ zu sprengen, erschien ihm als der gebotene Weg.

Jetzt ist er - Träger des *Stalin-Friedenspreises* und des *Nobelpreises* in einer Person - von uns gegangen, ohne uns die Hintergründe seines Weges enthüllt zu haben. Vielleicht geben seine Memoiren darüber Auskunft, die er noch zum Abschluß bringen konnte. Vielleicht geben sie auch darüber Auskunft, wie er, 1940 als chilenischer Konsul in Mexiko, in das Attentat auf Leo Trotzki verwickelt war und daraufhin fluchtartig das Land verlassen mußte, diesmal nun ganz im Dienst des größeren Vaterlandes, dem es als einer endgültig übergeschichtlichen Macht vertraute.

Wer seinem Werk je begegnete, wem es je durch seine dunkle Wucht nahekam, der wird ihn nicht vergessen, wird seine Bücher immer wieder aufschlagen, sich hineinziehen lassen in das Gefälle einer Sprache, deren erregendes Rauschen so sehr an die Stromschnellen des Urubamba erinnert, jenes Stromes, der die letzten Tage des Inkavolkes erfuhr.

Werner Helwig, Neue Rundschau, Heft 4, 1973

II

Zwölf Tage nach dem Tode seines Freundes Allende ist Pablo Neruda in einer Klinik von Santiago gestorben. Am übernächsten Morgen wollte er zum zweiten Mal in seinem Leben den Weg in die Emigration antreten. Aber die Erschütterung über den faschistischen Putsch, der auf lange die Hoffnung der Armen begräbt und Chile noch weit hinter die Entwicklung vor dem Sieg der *Unidad popular* zurückwirft, hat die Widerstandskraft des fast Siebzighjährigen gegen die ihn seit langem quälende Krankheit gebrochen. Unter Hausarrest, von bewaffneten Posten bewacht, abgeschnitten von Post, Telefon und Besuchern, aufgestört durch Haussuchungen, verbrachte er seine letzten Tage, bevor sein Gesundheitszustand den Transport in die Klinik notwendig machte. Als der französische Botschafter ihn am Krankenbett aufsuchte, um ihm im Namen seiner Regierung das Kreuz der Ehrenlegion zu

überreichen, lag Neruda schon im Koma.

Die Erinnerung an den spanischen Bürgerkrieg, dessen Ausbruch er in Madrid erlebte und der seine Hinwendung zur Politik besiegelte, muß ihn in diesen zwei Wochen überwältigt haben. Sein letztes Gedicht, wenige Tage nach dem Putsch und eine Woche vor seinem Tode geschrieben, eine große Schmähung der faschistischen Junta und ihrer in- und ausländischen Auftraggeber („... gefräßige Hyänen, Nagetiere, / nagend an den Bannern, erobert / mit soviel Blut, soviel Feuer...“) nimmt noch einmal den Ton seiner ‚Erklärung einiger Dinge‘ aus dem Jahre 1936 auf: den Fluch auf die spanischen Verräter-Generäle („... Schakale, widerwärtig für einen Schakal, / Steine, auf die die trockene Distel gespien hätte, / Vipern, die Vipern verachten würden...“).

Die Schlußstrophe, in der er damals die Frage beantwortete, „warum seine Dichtung uns nichts vom Traum erzählt, von den Blättern, den großen Vulkanen seines Heimatlandes“, lautete:

*Kommt, seht das Blut in den Straßen,
kommt, seht
das Blut in den Straßen,
kommt, seht doch das Blut
in den Straßen!*

Wie sich die Bilder gleichen: Santiago im September 1973, Madrid Juli 1936, Berlin März 1933. Der Faschismus, auf den die Besitzenden noch jedesmal rekurrieren, wenn das Volk mit der Demokratie Ernst macht und ihre Privilegien bedroht, zeigt eine Handschrift und ein Gesicht. Auf den Straßen Santiagos wird das Autodafé vom Berliner Opernplatz wiederholt: Unwissende in Uniform, von denen mancher bei dieser Gelegenheit vielleicht zum ersten Mal ein Buch in die Hand nimmt, verbrennen wieder einmal ‚subversive‘ Literatur. In den Arbeitervierteln finden Massenverhaftungen statt, Gefangene werden bei Transporten von einem Gefängnis ins andere ‚auf der Flucht erschossene‘.

Im Büro des chilenischen Schriftstellerverbandes und den Privatwohnungen zahlreicher Autoren wurden Haussuchungen durchgeführt. Fünfundzwanzig Schriftsteller sind in Haft, ihr Schicksal und Aufenthaltsort sind unbekannt. Das große Stadion der Hauptstadt, in dem vor einem Jahr, als Allende in New York vor der UNO sprach, General Prats als Vizepräsident der Republik den Nobelpreisträger öffentlich ehrte, ist ein Konzentrationslager geworden. Und nicht wenige Teilnehmer jener Feier mögen sich unter den 2800 Unglücklichen befinden, die bei der Niederschrift dieser Zeilen hier inhaftiert sind.

Über die Verwüstungen, die wenige Stunden nach Nerudas Tod in seinem Haus angerichtet wurden, wissen wir aus der französischen Presse. Véronique Decoudu schreibt: „Wie seine Freunde gegenüber AFP erklärten, nahmen die Militärs im Morgengrauen eine Haussuchung vor, bei der sie die Fensterscheiben zerschossen, das Bett aufschlitzten, Schränke zertrümmerten, Zeitschriften und Bücher verbrannten. Nerudas Katafalk steht inmitten von Glasscherben, zerrissenen Fotos und zersplitterten präkolumbischen Tonkrügen.

Diese Beschreibung erinnert uns an die Verse Nerudas:

*Aber vor allem ist da ein schreckliches,
ein schreckliches verödetes Speisezimmer
mit zersprungenen Ölkrügen
und Essig, der unter den Stühlen rinnt...*

*Es ist ein verödetes Speisezimmer
und ringsum sind endlos Weiten
überschwemmte Fabrikhallen, Hölzer
die ich allein kenne,
weil ich traurig bin und unterwegs
und die Erde kenne und ich traurig bin.*

In dem Bericht des Korrespondenten von *Le Monde* [vom 26. September] heißt es:

Nerudas Haus liegt an den Hängen des San-Cristobal, der über Santiago thront. Man muß, um dorthin zu gelangen, eine Straße hinaufsteigen. An ihrem Ende steht auf einer Mauer in großen Lettern mit frischer Farbe geschrieben: „Neruda, die Jugend grüßt dich“. An diesem Ort wird die Totenwache für den Poeten gehalten. Aber schon beim Eintritt kommen einem die Tränen. Dieses wunderbare blaue Haus, terrassenförmig angelegt inmitten von Wiesen und wildem Gewächs, ist nur noch eine Ruine – „Besucher“ haben es in der vergangenen Nacht heimgesucht. Alles ist zerstört worden. Keine einzige Fensterscheibe ist mehr ganz. Das Telefon ist herausgerissen. Einige Möbel liegen umgestürzt in den verwüsteten Zimmern. In einer Ecke des Gartens liegt ein Band mit spanischen Gedichten, halbverkohlt in der Asche dieses Autodafés. Keine einzige Spur mehr von der Bibliothek, von der keramischen Sammlung, den zahlreichen naiven Bildern... Um von einem Raum in den ändern zu gelangen, muß man sich einen Weg durch die Trümmer bahnen; im Dreck waten, da das Haus halb unter Wasser steht. Gott weiß, warum und wieso. Vom Arbeitszimmer sind nur noch der große Schreibtisch voller Schrammen und eine alte Wanduhr übriggeblieben, deren blaues Porzellanzifferblatt zerschlagen ist. Eine alte Nummer der Lettres françaises liegt verloren in einer Ecke herum. Der Sarg steht in einem kleinen traurigen Zimmer, Wind und Wetter preisgegeben. Man tritt über Glassplitter, um näher zu treten und ein letztes Mal das wächserne Gesicht in sich aufzunehmen, dessen strenge Indianität vom Tode verstärkt scheint.

Der Militärbefehlshaber von Santiago, von ausländischen Journalisten befragt, deklarierte diesen Akt von politischem Vandalismus zuerst als Übergriff untergeordneter Stellen, später als Einbruchdiebstahl, und rief schließlich über Rundfunk und Fernsehen die Bevölkerung zur Mithilfe bei der „Fahndung nach den Räufern“ auf. Inzwischen hört man, daß auch das Manuskript der Memoiren Nerudas, deren Publikation im Ausland seine Witwe angekündigt hatte, spurlos verschwunden ist.

Die Junta sah sich veranlaßt, in einer öffentlichen Erklärung die Bedeutung des Dichters zu würdigen, und ihr Chef, General Pinochet, machte in dem verwüsteten Trauerhaus einen Kondolenzbesuch, von dessen Verlauf leider kein Foto und keine Beschreibung existiert. Die beschämende Farce eines Staatsbegräbnisses zur Kanonisierung des toten Ketzers, offenbar einen Augenblick ernsthaft erwogen, unterblieb.

Viele der Freunde und politischen Kampfgefährten konnten Neruda auf seinem letzten Weg nicht begleiten. Sie sind verhaftet, erschossen, geflohen oder leben in der Illegalität und organisieren den Widerstand. Sie werden von der Polizei gesucht und hätten riskiert, beim Erscheinen auf dem Friedhof festgenommen zu werden.

Die Beisetzung, nirgends angekündigt, die in aller Stille vor sich gehen sollte, wurde nach Augenzeugenberichten zu einer Demonstration. Nur wenige Schriftsteller und einige Angehörige des diplomatischen Korps waren benachrichtigt. Aber trotz des verschärften

Ausnahmezustandes schwoll der Trauerzug, der von Militärfahrzeugen kontrolliert wurde, auf dem Weg durch die Stadt auf mehrere tausend Menschen an. Ihr Gruß an den Toten war der Gesang der Internationale und der Ruf der großen Manifestationen vor der Moneda, den man hier noch einmal, auf lange Zeit zum letzten Mal hörte: „Es lebe Salvador Allende. Es lebe die *Unidad popular*.“ Am offenen Grabe rezitierten Freunde die Verse ihres großen Kollegen. Diego Munoz schloß seine Totenrede mit den Worten: „Ein Sturm geht über unser Land. Aber deine Lieder werden nicht verstummen.“

Gerhard Schoenberner, Neue Rundschau, Heft 4, 1973